

Das neue Bild der Spätantike als Epoche der europäischen Geschichte

Von Raimund Schulz (Hildesheim/Berlin/Göttingen)

I. Einleitung: Die neue kategoriale Einordnung der Spätantike

Die Spätantike erlebt seit rd. 15 Jahren eine Renaissance in der Forschung. Lange als eine Domäne von Spezialisten marginalisiert, gilt sie heute als innovatives Forschungsgebiet, das viele geisteswissenschaftliche Teildisziplinen vereint. Dies liegt nicht zuletzt an dem überaus reichlich fließenden Quellenmaterial, stellt die Spätantike doch die am besten bezeugte Epoche der Antike überhaupt dar.

Im Zuge dieser Interessenverlagerung hat sich auch die Einschätzung der Spätantike gewandelt: Was noch vor Jahrzehnten mit dem plakativen Etikett des krisenhaften Niedergangs belegt war, gilt heute als eine Phase voller zukunftsweisender Vitalitäten. Auch den sachlogisch problematischen Begriff „Übergangscharakter“ wird man zur Kennzeichnung dieser Epoche in kaum einem Werk der neueren Forschung mehr finden. Die Spätantike ist nicht mehr nur Scharnier zwischen klassischer Antike und Mittelalter, sondern eine eigenständige Phase der (westlichen) Menschheitsgeschichte, die vorangegangene Entwicklungen aufnahm, modifizierte und mit neuen Anregungen zu einer in vielerlei Hinsicht „leistungsstarken“ Welt verdichtete.

Lange Zeit hat man geglaubt, die Veränderungsschübe gegenüber der Zeit des Augustus punktuell markieren und auf einzelne Probleme zurückführen zu können, wie etwa den Rückgang des Städtewesens im 3. Jahrhundert, die Regentschaft Diokletians oder die Eroberung Roms 410. Heute ist man gegenüber solchen Rekonstruktionen zurückhaltender. An Stelle einzelner Schlüsselereignisse treten **langfristige Veränderungen**, die häufig den Zeitgenossen nicht oder sehr spät bewusst wurden. Die Vorstellung eines abrupt einsetzenden, unaufhaltsamen Niedergangs ist durch das Konzept eines **kontinuierlichen Wandels** ersetzt.

Zwei Grundphänomene haben in diesem Rahmen spürbare Veränderungen bewirkt. Das erste ist die sich seit der Mitte des 2. Jahrhunderts wandelnde **Qualität der außenpolitischen Gegner** an der Nordwest- und der Ostgrenze des Reiches. Das zweite bildet der sich parallel vollziehende **Aufstieg des Christentums**. Beide Transformationskräfte haben der Spätantike ihr epochenspezifisches Gesicht verliehen und sind für die Entwicklung hin zum

mittelalterlichen Europas von entscheidender Bedeutung. Um dies zu verstehen, muss man sie aber im Zusammenhang mit der allgemeinen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Geschichte des Imperium und seiner Randgebiete betrachten. Ich werde mich deshalb zunächst in einem ersten Durchgang den außenpolitischen Veränderungen und in einem zweiten dem Christentum zuwenden, um danach die langfristigen Folgen und übergreifenden Kausalzusammenhänge zu erklären und sie in des Gesamtrahmen der europäischen Geschichte einzuordnen..

II. Die neue Qualität der außenpolitischen Gegner und das Problem der „Reichskrise“ des 3. Jahrhunderts

Augustus hinterließ den Römern ein Reich des Friedens. Die Legionen lagen in Kastellen weit entfernt vom Zentrum, übernahmen Patrouillendienste und sorgten für den Ausbau der Infrastruktur. Krieg war aus der Alltagswelt der Römer verbannt, und die Niederlage des Varus bestätigte nur die Regel, dass Rom als Herrin der Welt akzeptiert wurde.

Hinter den Grenzen, im weiten Bereich des mitteleuropäischen „Barbaricum“, vollzogen sich jedoch Wandlungen, die alsbald die Lage ändern sollten. Bereits Caesar hatte mit dem Germanen Ariovist einen neuen Typ des charismatischen Heerführers kennen gelernt, der einen Stamm als Gefolgschaftsverband um sich scharte. Diese neue Stammeskonfiguration bildet in den nächsten Jahrhunderten die Regel. Es handelte sich um mobile Großverbände, wandernde Heere, die einer Führungspersonlichkeit (*kuning* bei den Westgermanen, *reiks* bei den Goten) folgten. Dessen Legitimation gründete sich allein auf militärischen Erfolg. Die Schlagkraft dieser Verbände wurde in der Folgezeit durch den engen Kontakt zum Römischen Heer verstärkt. Denn die in der römischen Armee dienenden germanischen Adlige brachten kontinuierlich taktisches und waffentechnisches know-how in ihre Heimat – eines der folgenreichsten Beispiele antikem Technologietransfers, der sich gegen seine Urheber wenden sollte.

Tatsächlich bemerkten die Römer diese Veränderungen zunächst nicht, und es fehlten denn auch zunächst adäquate Verteidigungsstrategien, als seit der Mitte des 2. Jahrhundert die Stammeskonföderationen der Markomannen und Quaden die Donaugrenze überquerten. Im 3. Jahrhundert tauchten neue Verbände der Alamannen, Goten und Franken an der Donau- und Rheingrenze auf. Sie zogen plündernd in Spanien bis nach Taraco, in Griechenland bis nach

Athen und Sparta, verwüsteten Gallien, Kleinasien und die Balkanhalbinsel und bedrohten am Rheingebiet Köln, Mainz und Trier. Gleichzeitig etablierte sich im Osten das neupersische Reich der Sassaniden. Es war zwar von einer ganz anderen (feudalistischen) Struktur und sollte deshalb auch zu einem weitaus berechenbareren Gegner Roms werden, der jedoch wichtige militärische Ressourcen band, die an anderen Stellen gebraucht wurden.

Die erste Reaktion des Imperiums bestand in einer umfassenden **Heeresreform**: Während zuvor die Legionen an den Grenzen lagen, bildete man jetzt ein mobiles Hauptheer in unmittelbarer Umgebung des Kaisers (*comitatenses*) unabhängig von den Grenztruppen (*limitanei*). Gleichzeitig wurde die Zahl der Truppen erhöht. Damit wuchs der Bedarf an Geld und materiellen Mitteln in einem Maße wie selten zuvor. Dass dennoch das Reich diese Herausforderungen letztlich gemeistert hat, wird heute als Beweis für die erstaunliche Anpassungsfähigkeit des römischen Systems gesehen; die dabei auftretenden Belastungen gelten weniger als Krisenphänomene, sondern als zwangsläufige Begleiterscheinungen eines Wandels von einem befriedeten zu einem militärisch unter Druck geratenen Reich.

Die wichtigste Begleiterscheinung war zunächst eine schleichende **Münzverschlechterung**, mit der die kaiserliche Verwaltung die Unterhaltskosten der Armee aufzufangen suchte. Zusätzlich stellte man den Sold teilweise auf Naturalien um. Beide Phänomene wurden lange als Indizien eines wirtschaftlichen Niedergangs begriffen. Heute weiß man, dass die Münzverschlechterung bereits im ersten Jahrhundert einsetzte – als das Reich wirtschaftlich erblühte wie niemals zuvor! –, und dass Rom ohnehin niemals eine flächendeckende Geldwirtschaft zur Begleichung seiner Kosten betrieb, sondern schon immer Abgaben in Naturalien förderte, die nun direkt über ein ausgeklügeltes Transportsystem an die militärischen Stellen weitergegeben wurden. Neu war nicht die Praxis an sich, sondern ihre Ausweitung über enorme Entfernungen.

Die steigenden militärischen Belastungen führten zweitens zu einer **Militarisierung des Staates und seiner Funktionäre**. In die früher von Senatoren besetzten hohen Militär- und Herrschaftspositionen rückten nun Berufsoffiziere, ohne eine zivile Laufbahn absolviert zu haben. Auch die Kaiser rekrutierten sich jetzt aus den Provinzen, die über Jahrzehnte die tüchtigsten Soldaten gestellt hatten. Der Kaiser wurde deshalb immer seltener vom Senat, sondern vom Heer „gemacht“, so wie einst die großen Einzelnen der Republik von ihren Armeen zum Imperator ausgerufen worden waren. Dass unter diesen Bedingungen die Gefahr

von Usurpationen stieg, liegt auf der Hand, ist aber ebenfalls kein spezifisches Merkmal einer Krise. Tatsächlich kämpften die sog. Soldatenkaiser durchweg loyal für das Reich und waren ja auch letztlich in der Lage, die Aggressoren abzuwehren. Des gleichen sieht man heute die sich im Zuge dieser Abwehr bildenden Sonderreiche im Osten (Palmyra) und im Westen (Gallien) nicht mehr als Symptome inneren Verfalls; sie werden vielmehr als Beweis für die Überlebenskraft der Provinzen gedeutet, die sich als Bollwerke gegen Sassaniden und Germanen bewährten

Eine dritte Konsequenz der militärischen Bedrohungen betraf die Rolle der senatorischen Reichselite. Schon unter Augustus hatten sich viele Senatoren als Ausgleich für ihre politische Ohnmacht auf ihre Güter zurückgezogen, ohne sich um die Belange der Reichszentrale zu kümmern. Dieser **Emanzipationsprozess der senatorischen Landbesitzer** setzte sich im Westen im Verlauf des 3. Jahrhunderts fort. Die Senatoren versuchten sich so dem finanziellen Zugriff der kaiserlichen Beamten zu entziehen. Sie waren damit aber auch gezwungen, ihre Güter eigenständig gegen die germanischen Angreifer ohne Hilfe der Reichszentrale zu verteidigen. Damit setzte eine Tendenz der **Regionalisierung von Herrschaft und Wirtschaft** ein, der für die Spätantike im Westen typisch ist und bereits auf das Frühmittelalter verweist.

III. Der Charakter des (stabilisierten) spätantiken Staates unter Diokletian und Konstantin – Das Problem des „Zwangsstaates“

Als Diokletian und seine Nachfolger die Emanzipationsbestrebungen der Senatoren zu unterbinden, die Geldentwertung zu stoppen und die Steuerkraft des Reich zu verbessern, taten sie nur das, was aus der damaligen Situationsanalyse vernünftig erschien. All dies hat wenig mit der Herausbildung autoritärer Strukturen oder gar dem Wandel zu einem spätantiken „Zwangsstaat“ zu tun. Dieser (falsche) Eindruck beruht vor allem auf den **zahlreichen Gesetzen**, die seit der Jahrhundertwende die kaiserlichen Kanzleien verließen und in der Folgezeit zu großen Sammlungen (Codices) zusammengefasst wurden. Heute deutet man diese diese Gesetze nicht mehr als Zeichen autokratischer Regulierungswut, sondern umgekehrt als Indiz dafür, dass die kaiserlichen Maßnahmen nur unzureichend griffen und immer wieder eingeschränkt werden mussten, ohne durchgreifende Wirkung zu erzielen.

Das gleiche gilt auch für die angeblich so komplexe **Bürokratie** des spätantiken Staates. Diokletian erhöhte die Zahl der Provinzstatthalter, indem er die Provinzen verkleinerte. Seine Nachfolger haben auf die Bedürfnisse der Zentrale und des Reiches durch ein neues System von Büros und Subalternbeamten reagiert. Die Zahl der Beamten soll auf bis zu 30.000-35.000 gewachsen sein im Gegensatz zu angeblich nur wenigen 100 am Ende des 2. Jahrhunderts. All dies macht zunächst den Eindruck eines schwerfälligen, Eigeninitiative und Freiheit unterdrückenden Systems, doch in der Praxis besaß dieses „System“ so viele Lücken und Schlupflöcher, dass es dadurch schon wieder erstaunlich flexibel erscheint. Schon der Begriff „Bürokratie“ ist deshalb irreführend. Denn es gab außer den drei Ebenen (1) Kaiser, (2) den vier Mitgliedern des Consistoriums (*magister officiorum, comes rerum privatarum, comes sacrarum largitionum, quaestor sacri palatii*) und (3) den jeweiligen Büros (*scrinia, scholae*) und deren Mitglieder keine klaren Instanzenwege, sondern sich häufig überlappende Kompetenzbereiche, in die der Kaiser über seine engsten Vertrauten hineinwirkte. Auf der anderen Seite ist der Vorwurf, mit der sog. Bürokratisierung sei eine wachsende Vetternwirtschaft und Bestechlichkeit einhergegangen, anachronistisch. Denn er übersieht, dass informelle, durch Geschenke beschleunigte Entscheidungsprozesse zu den selbstverständlichen Bedingungen vormoderner Reichsorganisationen gehörten. Man wird sich die Arbeit der Reichszentrale demnach als ein Gebilde vorzustellen haben, das vielfach ad hoc reagiert und aufgrund der riesigen Entfernungen nur mühsam kaiserliche Entscheidungen flächendeckend umsetzen oder gar kontrollieren konnte. Der Kaiser zeichnete in der Regel eine Fülle von vorher ausformulierten Gesetzen und Dekreten routinemäßig ab, ohne sich um deren Ausführung zu kümmern.

Angesicht dieser – aus moderner Sicht - strukturellen Defizite ist es fast ein Wunder, dass dennoch (im Vergleich zu allen anderen antiken Herrschaftssystemen) das Reich ein relativ hohes Maß an zentraler Organisation bewahren konnte und seit Beginn des 4. Jahrhundert wieder **wirtschaftliche Stabilität** gewann. Wirtschaftshistoriker sprechen inzwischen für bestimmte Gebiete sogar von einer wirtschaftlichen Blüte. Desgleichen hat die Siedlungsarchäologie entgegen früheren Generalisierungen in Nordafrika und in den östlichen Provinzen ein Aufblühen **städtischen Lebens** konstatiert; Belege hierfür sind z.B. der Aufstieg Antiochias zur Millionenmetropole sowie grandiose öffentliche und private Bauprojekte (anfangs paganer, später christlicher Provenienz). Aber auch für den Westen verliert die Vorstellung vom Verfall urbaner Strukturen an Überzeugungskraft. So erklärt man z.B. jetzt den Rückgang des öffentlichen Badewesens in den Thermen – ein beliebtes Indiz für

die Agonie städtischen Lebens - mit der veränderten Moralvorstellung der Christen (gegenüber Nacktheit). Des weiteren kann man die verminderte Ölproduktion in Spanien – ein zweites Beispiel – nicht mehr als Zeichen einer wirtschaftlichen Krise deuten, weil die Archäologie inzwischen einen zeitgleichen Wiederaufbau der berühmten Fischsuppenfabriken nachgewiesen hat. Diese Beispiele lassen sich fast beliebig vermehren; sie alle laufen auf den Schluss hinaus, **dass von einem flächendeckenden Niedergang des städtischen Lebens und der Wirtschaft in der Spätantike keine Rede sein kann.**

Natürlich hatten die beschriebenen Anpassungsbelastungen für bestimmte Bevölkerungsschichten auch negative Auswirkungen. Des gilt vor allem für den so genannten **Dekurionenstand** – d.h. die lokalen Eliten der Landstädte - und die kleinen Bauern mancher Provinzen. Um deren Situation zu verstehen, muss man sich eine der wichtigsten sozialen Veränderungen der späten Kaiserzeit klarmachen, die bereits deutlich auf mittelalterliche Verhältnisse verweisen. Die klassische Verfassung der mediterranen Stadt basierte auf der Gleichheit der Bürger vor Gesetz und Gericht. Erst die Konzentration der Rechtsprechung und Gesetzgebung auf die Person des Kaiser seit dem späten 1. Jahrhundert führte dazu, dass diese kommunale Gleichheit vor Gesetz und Justiz an Geltungskraft verlor: An die Stelle rechtlich fixierbarer und durch Leistung veränderbarer Rangunterschiede trat eine ständische **Einteilung in eine schmale Schicht der Angesehenen (honestiores) und in die Masse der Erniedrigten oder Gedeimütigten (humiliores).**

Diese ständische Unterteilung war bis dahin der Antike unbekannt, sie schuf eine Gesellschaft, in der die Großgrundbesitzer zwangsweise in den Rat der Städte inkorporiert wurden und nun nicht mehr freiwillig für die Bedürfnisse ihrer Gemeinden aufkamen, sondern gesetzlich verpflichtet und persönlich haftbar gemacht wurden, um kommunale Kosten zu übernehmen. Da der Sitz im Rat erblich wurde, waren die Grenzen zwischen beiden Ständen undurchlässig.

Nicht verwunderlich hielten sich die Honestiores bei der Schicht der kleinen Bauern, den Humiliores, schadlos, und da die Bauern zusätzlich einer Kopf- und Bodensteuer unterworfen waren, muss es in bestimmten Regionen zu einer hohen individuellen Belastung gekommen sein. Auch hier gilt es freilich zu bedenken, dass ein derartiges System bereits früher in einigen Provinzen angewandt wurde. Was zu erheblichem Unmut führte, war die Ausweitung des Systems auf *alle* Provinzen. Häufig neigen allerdings zumal die christlichen

Quellen zur Dramatisierung und Pauschalierung; sie suggerieren ein Niedergangsszenario, um die Maßnahmen des heidnischen Kaisers Diokletian in ein schlechtes Licht zu rücken oder der (angeblich) düsteren Lage die kontrastive Folie eines umso glanzvolleren Aufstiegs des Christentums entgegenzuhalten.

Man kann aber auch die Perspektive wechseln und den Blick auf die Erfolge des neuen Steuersystems werfen: Zum ersten Mal in seiner Geschichte besaß das gesamte Reich ein geordnetes Budget in Form der jährlichen, auf alle Provinzen übertragenen Indiktion (Reichszensus). Der Zyklus der Indiktion bewährte sich als stabiler Rahmen der Finanzwirtschaft; der Indiktionskalender blieb am Kaiserhof bis zu seinem Untergang 1452 und in der Papstkanzlei bis 1087 in Gebrauch; nachdem Karl der Große ihn im Jahr 802 für das gesamte Westreich übernommen hatte, war er die Grundlage für das spätere Reichskammergericht bis zum Jahre 1806!

Sind so die Anzeichen für einen *generellen* Niedergang dürftig und die Elemente des Wandels diffus, so gibt es einen vierten Bereich - neben dem Militär, dem Finanzwesen und der zentralen Verwaltung -, der unzweifelhaft zukunftsweisende Veränderungen aufwies, nämlich die **Religion**. Bereits im 3. Jahrhundert erklärten die Kaiser einzelne Gottheiten zu ihren persönlichen Schutzpatronen. Den Beginn machte Aurelian, als er in den 70er Jahren *sol Deus invictus*, (*der unbesiegte Sonnengott*) einen offiziellen Staatskult gewährte, um die Militärmonarchie religiös abzusichern. Später erklärten die Christen das Hauptfest des *sol invictus* am Tag der Wintersonnenwende, dem 25. Dezember, zum Tag des Weihnachtfestes!

Was Aurelian begann, setzte sich in den folgenden Jahrzehnten fort: Bereits vor der Entscheidung Konstantins, den Christengott zu seinem persönlichen Schlachtenhelfer zu erklären, gab es eine fest verankerte Tradition, ausgewählte Götter des römischen Pantheon zu bevorzugten Patronen der Kaiser zu erklären. Dahinter stand nichts anderes als das Bemühen, den universellen Machtanspruch des Kaisers in ein religiöses Weltbild einzuordnen, um die einseitige Abhängigkeit von der Loyalität der Truppen und militärischen Erfolgen ausgleichen. Aurelian soll bei einem drohenden Aufstand der Truppen den Soldaten zugerufen haben, sie würden irren, wenn sie glaubten, das Schicksal der Götter liege in ihren Händen; es sei vielmehr der Gott selbst, der den kaiserlichen Purpurmantel verliehen habe und allein über die Dauer der Herrschaft bestimme. Es wundert denn auch nicht, dass die Nachfolger Aurelians, insbesondere Diokletian und sein Kollege, sich im Rahmen der Tetrarchie ähnliche

Schutzgötter zulegten, und sich schließlich auch Konstantin auf einen einzigen Gott berief, von dem er militärischen Erfolg und eine dauerhafte Herrschaft nach dem Abbild der himmlische Herrschaft erwartete.

Parallel mit dieser religiösen Absicherung kaiserlicher Macht ging eine **Veränderung der Herrschaftsrepräsentation** einher: Diokletian bereicherte das Kaisergewand um Gold- und Perlenstickerei und setzte durch, dass die zur Audienz Zugelassenen wie vor Göttern niederknieten und den Zipfel des Purpurgewandes demütig an die Lippen drückten. Konstantin fügte das Diadem hinzu, ein purpurnes Stirnband mit einem an der Stirn gefassten großen Edelstein (evt. Abbildung!). Dieses Band wurde später durch den metallenen Kronenreif ersetzt und bildete damit den Ursprung der mittelalterlichen Kaiser- oder Königskrone.

IV. Aufstieg und Rolle des Christentums

Die religiöse Ummantelung der kaiserlichen Macht bildet eine wichtige Voraussetzung, um die zweite große Entwicklung der Spätantike historisch einzuordnen, nämlich den Aufstieg des Christentums.

Bei allen unterschiedlichen Interpretationen *en detail* ist man sich über eines sicher: Parallel mit den außenpolitischen Veränderungen seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts und seit der Verleihung des Bürgerrechts an alle Reichsbewohner 212 (*Constitutio Antoniana*) entwickelten viele Reichsbewohner ein Bedürfnis nach neuen religiösen Angeboten der Welterklärung. Woher dieses Bedürfnis kam, ist umstritten: *Eine* nahe liegende Erklärung wäre, dass die neue Ständeordnung ein Gefühl individueller Machtlosigkeit bewirkte und dass das Fehlen sozialer Aufstiegschancen unter den Humiliores die Suche nach neue Sinnmustern und Glücksversprechungen jenseits der irdischen Alltagswelt verstärkte.

In jedem Falle entsprachen dem offensichtlichen Bedürfnis nach neuen Religionen äußerst günstige Rahmenbedingungen: Einerseits verschaffte die politische Einheit des Mittelmeerraums eine niemals zuvor gekannte Verkehrs- und Rechtssicherheit: Ein hervorragend ausgebautes Straßennetz erschloss das gesamte Reich. Keine Grenzen unterbanden den Austausch der Menschen untereinander. Auf der anderen Seite bildeten die Operationen der Armeen in unterschiedlichen Reichs- und Weltgebieten ein günstiges Vehikel

der Durchmischung und Akkulturation: Keine Institution war so empfänglich für religiöse Innovationen wie die Armee. Auch wenn es sich etwas platt anhört: Wer ständig in fernen Weltgegenden mit Kriegsglück und Schlachtentod konfrontiert ist, scheint empfänglicher für religiöse Sinndeutungen als der kleine Bauer auf dem Land, der über Generationen der Tradition seiner Vorväter folgt.

Diese Rahmenbedingungen haben die Ausbreitung von Religionen entscheidend gefördert. Das Christentum und seiner Glaubensverkünder waren dabei zunächst nur Teil einer hochmobilen Welt von Wanderpredigern, Zauberern und Philosophen, die sich über den gesamten Mittelmeerraum ausbreiteten. Und wie alle umherziehenden Prediger so profitierten auch die christlichen Glaubensverkünder von der sprichwörtlichen Toleranz, die römische Behörden gegenüber fremden Religionen an den Tag legten - eingefordert wurde nur die Loyalität gegenüber dem Kult der römischen Staatsgötter und dem Kaiserkult. Auch die Christen benutzten ferner zur Mission nicht die regional begrenzte Sprache ihres Religionsstifters (Aramäisch), sondern das nachklassische Griechisch, also eine Weltsprache (auch in den Kirchen des Westens wurde zunächst Griechisch gesprochen und geschrieben, nicht wie man zunächst meinen könnte lateinisch!). Ein weiterer Vorteil bestand darin, dass sich die Christen erfolgreich in die bereits vorhandenen Strukturen der jüdischen Diaspora integrierten, die ja über zahlreichen „Stützpunkte“ im Reich verfügte. Ferner übernahmen sie die seit Beginn des 3. Jh. v. Chr. angefertigten griechischen Übersetzungen der jüdischen Offenbarungsschriften ("Septuaginta") als Altes Testament.

Darüber hinaus erwies es sich als großer Vorteil, daß die christliche Glaubenstradition in verschiedenen Schriften (Evangelien, Briefe, Apokalypsen, Apologien, Predigten) fixiert wurde und allmählich eine eigene Überlieferung begründete. Bei alledem profitierte das Christentum von der Akzeptanz, die weite Bevölkerungskreise den orientalischen Mysterienreligionen entgegenbrachten. Bestimmte Vorstellungen wie die Epiphanie ("Erscheinung" oder "Menschwerdung") des erlösenden Gottes, die Aussicht auf ein Weiterleben nach dem Tode oder die Gegenwart Gottes bei einem Kultmahl waren geläufig.

Von noch größerer Bedeutung war schließlich die Herausbildung fester Strukturen und Gemeindeorganisationen, nachdem die Hoffnung auf die baldige Wiederkehr Jesu (parousía) aufgegeben werden mußte. In den ersten drei Jahrhunderten entstand eine Vielzahl von

Gemeindeordnungen, in denen Leitungsfunktionen (Bischöfe, Presbyter, Diakone) differenziert wurden und die zwischen Klerus und den Laien unterschieden. Gleichzeitig wurde in einem komplexen Prozess der innerkirchlichen Diskussion und in steter Auseinandersetzung mit der antiken Philosophie erfolgreich um zentrale theologische Aussagen der christlichen Botschaft gerungen. Das intensive Zusammengehörigkeitsgefühl, das sich im Gottesdienst der Gemeinde manifestierte, und das karitative Engagement der Christen zog besonders die Außenseiter der Gesellschaft an: Die christliche

Nächstenliebe zeigte auch deshalb so große Wirkung, weil sie die Folgen sozialer Verwerfungen mildern konnte, die seit der Unterscheidung in Honestiores und Humiliores drastisch und v.a. unaufhebbar schienen.

Und schließlich beeindruckte das Zeugnis (griech. *martyrion*) charismatischer Märtyrer, Asketen und Missionare ungemein: Der neue Typ des „Heiligen“ gewann im Laufe des 4. Jahrhunderts eine bis dahin nicht gekannte Autorität insbesondere im Osten des Reiches. Zu der in Martyrien und Askese bewiesenen Überzeugungstreue Einzelner trat die Frömmigkeit der christlichen Gemeindeglieder, die sich im Gebet, der Bibellektüre, der Heiligenverehrung, in Fasten, in der sexuellen Enthaltensamkeit und in der Almosengabe zeigte.

Natürlich hatte das Christentum auch mit **Widerständen** zu kämpfen. Einerseits bestaunte man die Solidarität der Christen und ihren Verzicht auf soziale und geschlechtsspezifische Schranken. Auf der anderen Seite war es der ungewohnte Umgang der Christen untereinander sowie die Absonderung von den üblichen Tätigkeiten der Menschen wie Spiele, Feste und der Politik, die Argwohn erregten. Der Kampfruf Tertullians aus dem Jahre 200: „Keine Angelegenheit ist uns fremder als eine öffentliche“ widersprach so sehr dem gesellschaftlichen Selbstverständnis der römischen face-to-face-society, dass Konflikte fast vorprogrammiert waren, zumal die Christen gar nicht bereit waren, ihren Lebensstil zu ändern.

Die **Verfolgungen**, die die Christen bis zum Ende des 3. Jahrhunderts ausgesetzt waren, hatten denn auch keinen politischen, sondern einen gesellschaftlichen Grund. Weder die offizielle Kirche noch der Staat, suchten den Konflikt; es war vielmehr die Abkehr der Christen von dieser Welt, die das Maß überschritt, das man einer ganz anders denkenden und handelnden Gesellschaft zumuten konnte. Zusätzlich schufen die Intoleranz des Monotheismus, der alles Heidnische kompromisslos verurteilte, sowie die in Privathäusern - nicht in öffentlichen Tempeln! - stattfindenden Gottesdienste mit unbekanntem Riten eine Atmosphäre

latenter Spannung. Diese Spannung mündete in bizarre Vorwürfe, wie etwa die von Menschenopfern, Ritualmorden, sexuellen Ausschreitungen und Magie. Eine Erinnerung an diese Vorwürfe hat der Zauberspruch Hokusfokus bewahrt, der eine Verballhornung des während der Wandlung gesprochene „hoc est corpus“ ist. Bei aller Unkenntnis auf Seiten der Heiden waren es aber am wenigsten die Christen und ihre Heiligen, die sich bemühten die Atmosphäre zu entschärfen. Römische Statthalter öffneten den Christen alle nur möglichen Hintertürchen – ein schnell und unbemerkt hingeworfenes Weihrauchkorn für das kaiserliche Opfer oder das leise Zuraunen des Gebetes für den Kaiser - , aber all diese gut gemeinten Hilfestellungen scheiterten nur allzu häufig an der Todesbereitschaft der Martyrer.

Was zu Beginn des 2. Jahrhunderts noch ein gesellschaftliches Problem war, wurde erst im Verlauf der nächsten Jahrhunderte zu einer politischen Herausforderung, weil die militärisch in die Defensive geratenen Kaiser die unbedingte Loyalität aller Reichsbewohner forderten. So mancher Offizier drückte beide Augen zu, um den sozialen Frieden in der Truppe zu wahren; doch wenn Niederlagen zu verkraften waren, verlangten die Kaiser rigorosere Kontrollen. In solchen Situationen forderte man eine Rückkehr zu den Sitten der Vorväter, und genau dem widersprach der christliche Glaube diametral.

Dennoch darf man die sich aus solchen Konstellationen ergebenden Verfolgungen nicht überdramatisieren. Allzu leicht unterliegt man der Optik der christlichen Quellen, die genau dies tun, um das Ausmaß des Leidens und die Größe des am Ende doch erzielten Sieges über den heidnischen Staat ins Unermessliche zu steigern. Die uns so vertrauten Bilder der im Circus Maximus von Löwen zerfleischten Christen lässt leicht vergessen, dass im Vergleich zur langen Zeit staatlicher Toleranz wirkliche Verfolgungen nicht nur erstaunlich kurz, sondern auch wenig erfolgreich waren. Hier trifft sich die Forschung mit den bereits erwähnten Einschätzungen der Effektivität kaiserlicher Gesetze im Allgemeinen: Der Staat verfügte weder über das Personal noch die Mittel, um Christen in den großen Städten aufzuspüren, wenn ihm nicht Denunzianten zu Hilfe kamen, und auch die waren bei weitem nicht so zahlreich, wie uns die christlichen Quellen glauben machen wollen. Nichts wäre also unhistorischer, als eine irgendwie geartete Analogie zwischen Christenverfolgungen und Bespitzelungsmethoden totalitärer Staaten vorzunehmen

Ein Ausnahme - und deshalb für die Regel so lehrreich - ist die letzte große Christenverfolgung Diokletians zu Beginn des 4. Jahrhunderts. Diokletian erließ vier Edikte, in

denen u.a. die Zerstörung der christlichen Kultstätten und Schriften, die Internierung des Klerus, die Androhung von Folter für diejenigen, die sich in der Haft weigerten, das Opfer für den Kaiser zu vollziehen, und die allgemeine Opferpflicht für die gesamte Reichsbevölkerung festgesetzt wurde. Das Motiv dieser - die Christen völlig überraschenden - Maßnahmen war nicht persönlicher Hass oder Ressentiments, sondern die programmatische Absicht, der wirtschaftlichen und militärischen Stabilisierung des Reiches durch die Rückkehr zu den Sitten und Vorschriften der Alten ein moralisches und religiöses Fundament zu verschaffen.

Langfristig bedeutsam ist diese Phase deshalb, weil sich in ihr die **Bischöfe** als entscheidende Autoritäten der Gemeinden bewährten. Sie gewannen damit für die Zeit der Kooperation mit dem Staat einen gewaltigen Autoritätsvorsprung. Tatsächlich ließ sich die Mehrheit der Bischöfe durch Strafandrohungen nicht beirren; sie lehnte jeden Kompromiss ab und nahm den Martyrertod Tausender Glaubensgenossen in Kauf. Gleichermäßen standhaft blieben sie jedoch in ihrer Haltung gegenüber dem Römischen Staat: **Auch die härtesten Verfolgungen ließen die christlichen Intellektuellen nicht daran zweifeln, dass Gott das Römische Reich zur rechten Zeit als „Gefäß des Glaubens“ und der Verbreitung der Frohen Botschaft ausgewählt habe.** Noch während der Regierungszeit Diokletians beteten die Gemeinden – auch wenn sie keine Opfer brachten - für Kaiser und Reich!

Dieser die Zeitgenossen gleichermaßen verwirrende und beeindruckende Umstand erklärt sich nur zum Teil aus der christlichen Lehre selbst, die dem Feind weder Rache noch Verdammnis schwört, sondern ihn mit ins Gebet einschließt, und auch nicht aus der paulinischen Forderung, die staatliche Autorität zu achten. Wichtiger scheint die soziale Einbindung der christlichen Führung in die römische Welt. Zwar sonderten sich die Christen zum Gebet und Gottesdienst von der heidnischen Bevölkerung ab, doch stammten ihre Bischöfe durchweg aus aristokratischen Familien. Dies bedeutete, dass sie mit klassischer Bildung, Rhetorik und Philosophie geradezu durchtränkt waren. Kein Bischof konnte bei allem Enthusiasmus für den neuen Glauben verleugnen, dass er Angehöriger einer hoch gebildeten Elite war, die sich als Herren der Welt fühlte und die Zivilisation des Reiches gegenüber den unzivilisierten Barbaren zu verteidigen suchte. Nicht ohne Grund steht der Begriff *barbarus* schon im 4. Jahrhundert deckungsgleich für *paganus*. M.a.W.: Die militärische Bedrohung der Außenwelt – und damit schließt sich der Kreis zum Beginn meiner Ausführungen - schuf bei allem religiösen Fanatismus, dem viele Christen unterlagen, eben auch eine **starke Solidarität zwischen heidnischer und christlicher Elite unter dem Banner des Imperiums.**

Diese Solidarität drückt sich nicht in den Schriften christlicher Intellektueller - allen voran Ambrosius und Augustinus - aus, sowie in den Bauprojekten und dem christlichen Mäzenatentum, das sich im 4. Jahrhundert nahtlos an die klassischen Geschmäcker und künstlerischen Ambitionen der traditionellen Eliten anschloss. Das Bewusstsein einer verbindenden Kultur innerhalb des Reiches war überhaupt eines der entscheidenden Elemente, welches die Kooperation zwischen Christentum und Staat erleichterte und – anders als etwa das Judentum – den Christen die Symbiose mit der heidnischen Gesellschaft ermöglichte.

V. Der Untergang Roms im Westen

Tatsächlich trug die Kooperation zwischen Christentum und Staat seit Konstantin erheblich dazu bei, die Stabilität des Reiches zu stärken. Dies gilt besonders für den Osten, wo mit der Gründung von Konstantinopel ein neues politisches Kraftzentrum entstand, das den Fortbestand des Reiches über ein Jahrtausend sichern sollte. Im Westen erwies sich dagegen das römische Kaiserreich als nicht überlebensfähig und musste am Ende germanischen Königreichen weichen. Die Gründe für diese unterschiedliche Entwicklung sind komplex und lassen sich nur mit dem vergleichenden Blick auf das Gesamtreich erklären.

Festzuhalten ist zunächst: Das **östliche Reichsgebiet erlebte insgesamt im Gegensatz zum Westen gerade im 5. und 6. Jahrhundert eine wirtschaftliche Blüte**, die mit einem erstaunlichen Bevölkerungswachstum einherging. Anders als im Westen bestand im östlichen Mittelmeerraum ein einheitlicher Wirtschaftsraum, in dem der Reichtum gleichmäßiger über die städtischen Zentren verteilt war. Dagegen trafen sich im Westen große Latifundien superreicher Senatorenfamilien mit verarmten, landflüchtigen Bauern in Italien, aber auch in den Grenzregionen an Rhein und Donau. Die großen Latifundien mit ihren ummauerten Villen tendierten nicht nur dazu, Reichtum und Land (durch Rodung) zu akkumulieren, sondern sich auch stetig der kaiserlichen Kontrolle zu entziehen; sie bildeten vielerorts kleine Staaten innerhalb des Imperiums. Konstantinopel standen dagegen mit der klassischen städtischen Struktur leichter zu kontrollierende Einheiten gegenüber, die regelmäßige Steuereinnahmen lieferten.

Weitere strukturelle Unterschiede kamen hinzu. Konstantinopel bildete ein

uneinnehmbares, strategisch höchst günstig gelegenes Herrschaftszentrum, auf das sich die urbanisierten Provinzen ausrichteten. Im Westen wechselten dagegen die Regierungszentren. Rom war schon vor Konstantin als Regierungssitz des Kaisers abgetreten, es folgten Ravenna, Mailand und Trier. Weder von Mailand noch von Ravenna aus war aber eine Militärpolitik zu organisieren, die den gesamten Westen erreichte, zumal beide Städte in Italien lagen, das im Gegensatz zum Balkangebiet von einem wirtschaftlichen Rückgang erfasst wurde.

Diese unterschiedlichen Ausgangspositionen mussten in dem Augenblick Bedeutung gewinnen, als das Reich zunächst mit den West- und Ostgoten, dann den Hunnen und den mächtigen Stammeskonföderationen der Alamannen, Franken und Sachsen konfrontiert wurde. Im Osten hatte es Konstantinopel mit den Sassaniden zu tun, die aber nach den großen Erfolgen Diokletians im 296 keine existentielle Bedrohung mehr darstellten. Die verheerende Niederlage des Reichsheeres unter Valentinian bei Adrianopel 378 bildete zwar eine der schwersten Katastrophen der römischen Militärgeschichte, doch hatte sie für die Osthälfte mittelfristig weniger gravierende Folgen, weil es den oströmischen Diplomaten gelang, die zunächst per Vertrag angesiedelten Westgoten Alarichs nach Westen abzulenken.

Diese Entwicklung war ein Trend von großer historischer Tragweite. **Immer wieder gelang es den Kaisern von Konstantinopel durch Diplomatie und Geldgeschenke an die germanischen Heerführer, ihr eigenes Herrschaftsgebiet im Windschatten der Völkerwanderung zu halten.** Dem Westen fehlten hierfür die materiellen Mittel und die politische Autorität. Nach Theodosius gelangten nur noch sog. Kinderkaiser auf den Thron, die anders als die Soldatenkaiser des 2. Jahrhunderts keinen Kontakt mehr zur Truppe besaßen und denen damit die alles entscheidende Legitimationsbasis kaiserlicher Macht fehlte, nämlich der militärische Erfolg an der Spitze der Reichsarmee.

Stattdessen taten ihre Vertreter das, was von Vielen als Kardinalfehler der westlichen Militärorganisation erachtet wurde: Anders als der Kaiser in Konstantinopel, der - nach einer ganz kurzen Probephase - niemals germanische Heerführer zu offiziellen Feldherren (*magistri militum*) ernannt hat, wurde dies im Westen zur Regel. Grundsätzlich folgte man zwar auch hierbei einer Methode, der seit den Tagen des Augustus angelegt war (schon immer hatten germanische Fürsten im römischen Heer Karriere gemacht); nun aber besetzten Germanen die höchsten Feldherrnposten, deren Volksstämme per Vertrag zusammenhängende und steuerfreie

(!) Siedlungsräume innerhalb der Provinzen überlassen wurden. Da zudem in der Spätantike der traditionelle Konnex zwischen militärischer und ziviler Kompetenz aufgegeben wurde, fehlte die Möglichkeit, die germanischen Feldherren über eine zivile Karriere enger in die römische Staatshierarchie einzubinden.

All dies bedeutete freilich nicht, dass die germanischen Feldherren jede Gelegenheit zur Rebellion nutzen; genau das Gegenteil ist der Fall. Fast alle germanischen Heerführer verhielten sich gegenüber ihren römischen Auftraggebern äußerst loyal und haben ein ums andere Mal erfolgreich gegen germanische und hunnische Eindringlinge gekämpft. Die Erklärung für dieses Phänomen ist in der besonderen Beziehung zu suchen, die die Germanen mit dem Römischen Reich eingingen. Sie verlief rechtlich gesehen auf zwei Ebenen. (1.) **Die vertragliche Abgabe fest umrissener Siedlungsräume** bedeutete zunächst, dass die Germanen steuerfreie Eigentümer des überlassenen Bodens wurden und keinem römischen Besitzer oder Steuereintreiber zu gehorchen hatten. (2.) **Gleichzeitig verlieh der Kaiser dem germanischen rex durch ein persönliches Abkommen ein hohes Feldherrnamt (magister militum)**. Die Vergabe des Feldherrnamtes basierte grundsätzlich auf einem persönlichen Treueeid, den der Germane dem Kaiser leistete. Er wurde damit – und dies ist von entscheidender Bedeutung – zu einem Getreuen des Kaisers. Der Gefolgsherr belohnte den germanischen Anführer, der nun zugleich römischer Feldherr war, fortan mit Geschenken, Soldzahlung und Anweisung von Land oder einer Grundrente. Ganz deutlich sind hier Strukturen angelegt, die vom politisch und rechtlich geprägten Vertrags- und Klientelvorstellung der Römer zu den personalen Naheverhältnissen führen, auf der die soziale und politische Ordnung der germanischen Stammesgesellschaften beruhte. Sie wurden im hohen Mittelalter durch das fränkische Lehnswesen in ihre klassische Form gebracht und haben die Verfassungsgeschichte Europas noch weit über die Zeit hinaus geprägt, in der die romanisch-germanischen Völker wieder zum Aufbau institutionalisierter Flächenstaaten übergingen.

Mittelfristig bedeutete diese besondere Art der Übereinkunft, dass zwar germanische Könige als Feldherren treu für das Reich kämpften, dass sie damit aber die ohnehin schon durchlöchernte Autorität des römischen Kaisers zusätzlich schwächten. Rechtlich gesehen verwandelte sich das Reichsgebiet in einen Flickenteppich autonomer Stammesgebiete, die als „Föderaten“ (von lateinisch foedus = Vertrag) eine andere Staatsauffassung als die Römer besaßen. Aus dieser „Föderatenfalle“ ist das westliche Kaiserreich nie herausgekommen, weil

ihm die Alternative und die Kraft fehlte, einen einmal eingeschlagenen Weg wieder rückgängig zu machen.

Dies heißt wiederum nicht, dass das Westreich mit jedem Jahr an militärischer Schlagkraft verlor: Der Sieg des Aetius und seiner germanischen Verbündeten gegen die Hunnen 451 auf den katalaunischen Feldern beweist das Gegenteil; doch konnte man diese Erfolge nicht in politische Stabilität umsetzen, weil die innenpolitische Macht zwischen „Kinderkaisern“ und deren Beratern, den germanischen *magistri militum* und den örtlichen Bischöfen lavierte. **Rom ist so nicht eines plötzlichen gewaltsamen Todes gestorben**, wie ein berühmter französischer Gelehrter formulierte, sondern allmählich, gleichsam „schluckaufartig“ mit wenig dramatischen Niederlagen in die Herrschaft germanischer Heerkönige übergewechselt, die den Respekt gegenüber der Kultur und Leistung des alten Rom nie verloren.

VI. Fazit: Die Bedeutung der Spätantike für die europäische Geschichte

Anknüpfend an diesen letzten Gedanken lässt sich eine erste Antwort auf die eingangs gestellte Frage formulieren, welche Bedeutung die Spätantike für die weitere europäische bzw. für die Weltgeschichte hat.

(1.) Einer der wichtigsten Konsequenzen der geschilderten Entwicklungen bestand darin, dass sich die alte **Einheit des Mittelmeerraums auflöste**, und zwar in einen östlichen Teil, der eine Herrschaftskonfiguration zwischen Byzanz und den Sassaniden, später dem Islam, erlebte und einen westlichen, der von mehreren germanischen Königreichen bestimmt wurde. Diese Entwicklung hatte sich mit der machtpolitischen Rochade Roms nach Konstantinopel bereits angedeutet und wurde durch die Völkerwanderung vorangetrieben. Sie hat die Geschichte nicht nur des Mittelmeerraums, sondern des gesamten europäisch-asiatischen Raumes nachhaltig bestimmt, ablesbar an der noch heute bestehenden Sprach-, Kultur- und Religionsgrenze im Gebiet des ehemaligen Jugoslawien, die fast exakt der Distriktgrenze zwischen dem Ost- und Westreich entspricht.

(2.) Der östliche und westliche Teil des Mittelmeerraumes haben **unterschiedliche Formen des Umgang mit dem Christentum in staatlichen Rahmen** gefunden. Der Kaiser

von Konstantinopel gab den Führungsanspruch über die Kirche nie auf und hat ihn später an die Zaren weitergegeben. Im Westen musste sich angesichts des verwaisten Kaiserthrons und der viel stärkeren Position der Bischöfe sowie des Papstes das Verhältnis zwischen Staatsoberhaupt und Kirchenoberhaupt in einem langen und verwickelten Prozess austarieren, ein Vorgang von eminenter historischer Bedeutung: Denn die dabei entwickelten Argumentationen, Konflikte und Kompromisse unterscheiden bis heute die europäische Entwicklung von allen Kulturräumen der Erde! Wesentlich für diese Entwicklung im Westen war (und ist) die selbstbewusste Haltung der westlichen Bischöfe gegenüber dem staatlichen Herrscher. Hieraus erklärt sich auch die ungebrochene historische Kontinuität der katholischen Kirche. Die Papstkirche ist die einzige Institution, die ein bruchloses Kontinuum seit der Spätantike bis in die Moderne ihr eigen nennen darf. Die römische Kirche bewahrt somit in vielen ihrer Zeremonien und Formen ein gutes Stück authentischer Antike!

(3.) Die dritte Bedeutung der Spätantike liegt schließlich in der **Verschmelzung römischer und germanischer Herrschaftsauffassungen**. Die Germanen wurden in einem über Jahrhunderte dauerndem Anpassungsprozesse mit den römischen Verhältnissen vertraut und lernten, mit ihnen umzugehen, zunächst als bloße Nachahmer, später als gelehrige Schüler, die sich gleichwohl stets ein Gefühl der Ehrfurcht vor den Lehrmeistern bewahrten. Dieses Gefühl unterscheidet sie im Übrigen stärker als alle andere von den orientalischen Völkern, den Persern, Arabern oder Berbern, die allem Römischen eine schroffe Ablehnung entgegenbrachten. Bei allen Unterschieden gab es zudem einige erstaunliche Parallelen, welche die Symbiose zwischen Germanen und Römern erleichterte. So lag z.B. – um nur ein Beispiel zu nennen – weder bei den Römern noch bei den Germanen die Rechtspflege in der Hand von Priestern, wie es bei den orientalischen Religionsvölkern der Fall war. Die Parallelen reichen bis zum Rechtsvorgang selbst, der im römischen und im germanischen Raum ein zweigeteiltes Verfahren kannte, kurzum: es bestanden anders als Osten Übereinstimmungen in grundsätzlichen Auffassungen, die den Verschmelzungsprozesse zwischen Römischen und Germanischen erleichterten und die Weiterentwicklung von Grundformen der Herrschaft erst ermöglichten.

Dieser Grundformen basierten auf zwei Elementen, (1.) dem **Gefolgschaftsverhältnis** als eine neben dem Geschlechterverband existierende Form des Personenverbandes, und (2.) der agrarischen Lebensweise der Germanen. Das erste Phänomen wurde in dem Augenblick bedeutsam, als die vertragliche Abgabe von Siedlungsland mit dem Eingehen eines

Gefolgschaftsverhältnisses zwischen Kaiser und germanischem Heerführer begründet wurde. Das zweite Phänomen traf sich mit dem Streben der römischen Großgrundbesitzer im Westen, ihre riesigen Ländereien unabhängig von der kaiserlichen Zentrale zu verwalten und zu schützen. Die auf diesen Gütern arbeitenden Bauern (Kolonen) gerieten immer stärker unter die Herrschaft ihres Patrons – man spricht deshalb auch vom spätantiken Patroziniumswesen. Die Großgüter wurden ohne merkliche Zäsuren zu den mittelalterlichen Wirtschaftsformen weitergebildet; und sie bildeten für den Aufbau einer **Herrschaft über Land und Leute**, wie sie die Mächtigen gegen den Kaiser erstrebten, eine sehr viel bessere Grundlage als die städtischen und dörflichen Wirtschaftsformen des Ostens.

(4.) Der hohe Respekt der Germanen gegenüber dem römischen Staat drückt sich nicht zuletzt darin aus, dass sie das **römische Kaisertum** nie antasteten und sich vor der römischen Staatsreligion insofern beugten, als sich alle, die auf Reichsboden siedelten, zum Christentum bekehren ließen, wenn auch mitunter in seiner arianischen Ausprägung. Selbst als Rom 410 erobert war, übernahmen sie die von den christlichen Intellektuellen entwickelte Vorstellung, wonach Rom als Idee trotz militärischem Untergang ewig sei und bei entsprechenden Voraussetzungen durch eine *renovatio* wieder in den Aufbau entsprechender staatlicher Strukturen verdichtet werden könne. **Diese Abstrahierung der Kaiser- und Reichsidee von den faktischen Machtverhältnissen** ist ebenfalls eine Erfindung der Spätantike, die sich in keinem anderen vergleichbaren Kulturraum der Zeit findet und die europäische Politik und Geistesgeschichte bis in die Neuzeit geprägt hat.

Aber auch im Bereich der **Literatur, Kunst und Architektur** hat die Spätantike Maßstäbe gesetzt: Allein die mannigfaltige literarische und künstlerische Produktivität zeigt, dass diese Zeit alles andere als eine von Niedergangsängsten geprägte Übergangsepoche war. Aus den Schriften spricht vielmehr eine ungewöhnliche Aufgeschlossenheit und intellektuelle Leidenschaft – Eigenschaften, welche die Menschen möglicherweise partiell blind machten für die Probleme des Westens. Die Spätantike offenbart zudem eine **Fülle von unterschiedlichen Lebensentwürfen** – angefangen vom Asketen, den Frauen- und Männerklöstern in über den einfachen Bauern auf dem Lande, dem hoch gelehrten Rhetoriker und Prediger bis hin zu den zwischen mehreren Welten wandernden germanischen Feldherrn - wie kaum eine andere Epoche zuvor, ja man kann sagen: Die Spätantike hat fast alle Extreme menschlicher Existenzformen und Lebensbewältigung durchgespielt und damit den späteren Epochen Angebote zur Identitätsfindung bereitet, aus dem die Europäer bis heute schöpfen - ohne es zu

wissen.